

Zeitschrift: Judaica : Beiträge zum Verstehen des Judentums
Herausgeber: Zürcher Institut für interreligiösen Dialog
Band: 68 (2012)

Buchbesprechung: Rezensionen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Rezensionen

FELDMAN, SEYMOUR: *Gersonides: Judaism within the Limits of Reason*, Oxford / Portland, Oregon: Littman Library of Jewish Civilization 2010, X,254 S., ISBN 978-1-904113-44-7.

Es ist ein Glücksfall, wenn ein Forscher nach seiner sorgfältigen Übersetzung eines umfangreichen philosophischen Hauptwerks auch noch eine Monographie vorlegen kann, die nach vierzig Jahren, die seit der bisher massgeblichen Veröffentlichung dazu vergangen sind (CHARLES TOUATI, *La Pensée philosophique et théologique de Gersonide*, Paris 1973), zudem ein dringendes Desiderat darstellt.

Seymour Feldman, der Gersonides' Traktat *Milhamot ha-Shem* übersetzte (*The Wars of the Lord*, 3 Bde, Philadelphia 1984, 1988, 1999), kommt mit seinem sehr lesenswerten Buch über Gersonides (Levi ben Gerson, Akronym Ralbag, 1288-1344) noch ein weiteres Verdienst zu: In acht Kapiteln breitet er zwischen Einleitung (zu Gersonides' Leben sowie zur literarischen Einordnung seiner Schriften) und Resümee die wichtigsten Inhalte von Gersonides' Werk (*Kriege des Herrn*, Bibelkommentare und Superkommentare zu Averroes) in so präziser und verständlicher Diktion aus, dass sie sich auch als Einführung in die Hauptthemen mittelalterlicher (jüdischer) Philosophie lesen lassen: das Problem einer *creatio ex nihilo*, Attributenlehre, Allwissenheit, Vorsehung, Allmacht, Prophetie, Unsterblichkeit („Humanity and its Destiny“) sowie Offenbarung („The Torah“). Auch die grossen Debatten wie das Universalienproblem oder die Theodizeefrage fanden ihren Niederschlag in Gersonides' Schriften, die auf beeindruckende Weise nicht nur den Wissensstand der religiösen Bildung, sondern auch der weltlichen Wissenschaften (Mathematik, Astronomie) seiner Zeit reflektieren.

In der Rezeption von Maimonides und Averroes gelang hier noch einmal eine originäre Auseinandersetzung mit griechischer Philosophie, die innerhalb dieser aristotelischen Richtung auch zu überraschenden Lösungen kommt, etwa die Möglichkeit positiver Gottesattribute oder die Beweisbarkeit einer Schöpfung, wiewohl nicht aus dem Nichts. Letzteres wird gleich im zweiten Kapitel behandelt und ist ein gutes Beispiel für Feldmans Vorgehensweise: Er präsentiert Gersonides' Kritik an Maimonides, verdeutlicht dabei die zeitgenössische Aktualität des Problems und seiner Implikationen für Metaphysik, Naturwissenschaft und Offenbarungsreligion, bezieht sich sowohl auf Gersonides' systematische als auch auf dessen exegetische Behandlung des Themas und erklärt den nicht nur in diesem Fall innovativen Lösungsweg (u. a. Widerspruch zwischen aristotelischer Kosmologie und aristotelischer Annahme der Ewigkeit der Welt), der auch der islamischen Philosophie Rechnung trägt (Ablehnung platonischer Emanationstheorie mitsamt des im *Kalām* vertretenen Konzepts einer kontinuierlichen Schöpfung).

Die heikle Verteidigung der These, dass die Welt zwar erschaffen wurde, aber unmöglich aus Nichts (nach dem bekannten Grundsatz *ex nihilo nihil fit*), folgt zwar strikt logischer Argumentation, stimmt im Ergebnis allerdings nicht mit dem im Mittelalter in allen drei Offenbarungsreligionen behaupteten Lehrsatz einer *creatio ex*

nibilo überein und führt Gersonides, der wie Abraham ibn Ezra das Verb in Gen 1,1 im Sinne von „schneiden/begrenzen“ (d. h. formen) und nicht als „(aus dem Nichts) erschaffen“ versteht, zur Annahme einer formlosen Urmaterie (nämlich Wasser, abgeleitet aus Gen 1,2.6f.). Feldman zeigt hier anschaulich, dass sich Gersonides eindeutigen Kategorisierungen wie „Aristoteliker“ entzieht, des Weiteren welche Fragen trotz seiner Antworten offen bleiben (z. B. Isaak Abravanel's Kritik an zwei ewigen Größen als Gefahr eines Dualismus) und schliesslich wo die Grenzen zum neuzeitlichen Denken liegen (in diesem Kapitel mit Hinweis auf den 1918 in Halle an der Saale verstorbenen Mathematiker Georg Cantor, S. 44).

Häufig wird versucht, dem Leser Gersonides' Argumentationsweise nicht nur mit philosophischer Begrifflichkeit, sondern auch mit modernen Beispielen zu verdeutlichen, etwa wenn die auch für Gott unmögliche Kenntnis von „future contingencies“ aufgrund ihrer „ontological and logical indeterminacy“ im Kapitel über „Allwissenheit“ jedem Wettbegeisterter einleuchten muss, der zwar auf den Ausgang des 400-Meter-Laufs bei den Olympischen Spielen 2020 wetten könnte, aber bestimmt nicht auf das bereits vorliegende Ergebnis aus dem Jahr 2000: „The future is precisely what it is because of its contingency ... statements about future contingencies have no determinate truth-value, and hence cannot be known, even by God“ (S. 90; ausgenommen sind Naturgesetze). Gersonides' definitorische Einschränkung fasst Feldman dann in der Formel „God knows everything that is knowable“ (S. 100) zusammen.

Entgegen einem neueren Forschungstrend, der sich auch in der Gersonides-Forschung bemerkbar macht, sieht Feldman keine positiven Anzeichen eines christlichen Einflusses. Scholastische Feinheiten wie Thomas von Aquins Unterscheidung von *de dictu* und *de re*, wonach Gott auch Kenntnis künftiger Ereignisse haben könne, insofern sie hypothetisch bleiben – im Jahr 3000 wird Israel Fußballweltmeister ist dann genauso wahr und richtig wie die gleiche Aussage für die Mannschaft der USA (abgesehen davon, dass letzteres wahrscheinlicher sei, S. 102) – spielten bei Gersonides keine Rolle. Auch beim Thema der göttlichen Allmacht bleibt Gersonides entsprechend dem von Immanuel Kants *Die Religion innerhalb der Grenzen der blossen Vernunft* inspirierten Untertitel von Feldmans Buch „within the limits of reason“; er schliesst die Möglichkeit von Wundern zwar nicht kategorisch aus, bringt sie aber in Übereinstimmung mit den Naturgesetzen, so dass nur die Plötzlichkeit oder Geschwindigkeit ihres Eintretens überraschen. Außerdem sind sie konditional eingeplant: Für den Fall, dass beispielsweise die „Rotte Korach“ (Num 16) gegen Mose aufbegehrt, hat Gott vorgesehen, dass sich die Erde öffne (was bei einem Erdbeben ebenfalls geschehen kann). Aber Gersonides bleibt auch innerhalb der Grenzen des Judentums, trotz mancher gewagter Schlussfolgerungen (etwa zur göttlichen Allwissenheit): Mose ist der unvergleichlich grösste Prophet, und dem Messias wird mit seiner endzeitlichen Rolle auch universale Bedeutung zugesprochen, weil er die Menschheit mit Hilfe des Wunders der Auferstehung der Toten zur Anbetung des einen Gottes bringen wird. Trotzdem wird sich auch der Messias an die unveränderliche Gültigkeit der auf wunderbare Weise durch Mose gegebenen Tora halten.

Feldmans Fazit, dass sich Gersonides in Bezug auf sein Verhältnis zum Judentum jeder Kategorie entziehe – sei es eine rabbinische, eine christliche (*creo quia*

absurdum) oder eine der Analyse von Leo Strauss (in *Philosophie und Gesetz*) folgende – und sich manche von Gersonides' Überlegungen in ihrer Originalität durchaus für den heutigen Leser zugunsten einer vernünftigen religiösen Weltanschauung fruchtbar machen liessen, scheint vor allem an Studierende gerichtet zu sein. In der Tat kann man das Buch – nicht nur, aber ganz besonders – für den akademischen Unterricht empfehlen.

Halle (Saale)

Gerold Necker

RAPOPORT-ALBERT, ADA: *Women and the Messianic Heresy of Sabbatai Zevi 1666-1816*, translated from the Hebrew by Deborah Greniman, Oxford Portland, Oregon: The Littman Library of Jewish Civilization 2011, 386 S., gr.8°, ISBN: 978-1-904113-84-3.

Gegenstand des vorliegenden Buches sind der Status und die Rolle von Frauen in den jüdischen messianischen Bewegungen, Sabbatianismus genannt, die durch das Auftreten des aus Smyrna (Izmir) stammenden Sabbatai Zwi (1626-1676) ausgelöst worden sind. Ada Rapoport-Albert hat fleissig alle dazu erreichbaren Quellen zusammengetragen und analysiert. Einige Zweifel weckt allerdings der unkritische Zugang zu einigen von ihnen. Diesbezüglich ist sie jedoch keine Ausnahme; denn einige der analysierten Dokumente sind nach meinem Dafürhalten schlicht Fälschungen.

Dabei handelt es sich wesentlich um Quellen, die den sogenannten Hof in Offenbach betreffen, an dem Jakob Franks (Korolówka 1726-1791 Offenbach) Tochter Ewa Frank (Nikopol 1754-1816/17) lebte. Dies sind zum einen (1) die in zwei Versionen überlieferten Erinnerungen von Moses Porges, deren eine aufgrund seiner Erzählungen vom Prager Rabbiner Leopold Stein überliefert ist und deren andere angeblich von Porges selber aufgeschrieben worden sein soll, und zum anderen um (2) die auf wundersame Weise wiederentdeckten Verhörprotokolle aus dem Jahr 1800 von drei frankistischen Flüchtlingen aus Fürth, unter denen besagter Porges gewesen sein soll, sowie um (3) ein ähnliches Verhörprotokoll aus Kollin. In dem, was sie sagen, stimmen die Dokumente wohl überein und bescheinigen sich gegenseitig Glaubwürdigkeit, allein: sie stimmen nicht überein mit den historischen Tatsachen. So sprechen sie zum Beispiel von Wachen, die Porges und Kollegen am Offenbacher Schloss gehalten haben, während Ewa Frank seit 1796 jedoch in einem zweigeschossigen Mietshaus an der Ecke Canalstrasse / Judenstrasse gewohnt hat, wo es solche Wachposten gar nicht gab. Dasselbe gilt auch für andere Details, wie zum Beispiel die Lehren, die am Hofe von drei Alten mit langen Bärten und in polnischer Kleidung verbreitet worden seien. Gershom Scholem meinte die drei sogar mit Namen identifizieren zu können. Nur wissen wir aus anderen Quellen, dass die polnischen Frankisten gar keine Bärte trugen und die dort beschriebenen Lehren rein gar nichts mit dem zu tun haben, was Frank nach allem, was wir wissen, gelehrt hat. Die Autoren dieser Dokumente (die eigentlich Abschriften sind, denn die Originale sind nie in die Hände von Historikern gelangt) hatten keinen blassen Schimmer von dem, was sich an Ewa Franks Hof abspielte und wussten nicht einmal, wo jener Hof

war. Solche Zeugnisse als glaubwürdige historische Quellen zu betrachten, ist schon merkwürdig. Das Problem der Fälschungen behandle ich ausführlicher in einem demnächst im *Kwartalnik Historii Żydów / Jewish History Quarterly* erscheinenden Aufsatz (NB: Unkritischer Umgang mit den Quellen ist kein Vorwurf an die Adresse allein der Autorin, sondern betrifft die gesamte Literatur zu diesem Thema, darunter auch einige meiner eigenen Arbeiten).

Treffend hingegen zeigt die Autorin, dass den wesentlichen Anstoss zur religiösen Gleichstellung der Frauen im Sabbatianismus der Glaube gab, der übrigens auch in christlichen chiliastischen und messianischen Bewegungen präsent war, dass mit dem Anbeginn der messianischen Zeit der auf Adam und Eva lastende Fluch (Gen 3,16) aufgehoben wird. Dieser Fluch (be)traf insbesondere Eva, die der Herrschaft des Mannes unterworfen worden war. Begünstigt wurde die Änderung der Stellung der Frau darüber hinaus auch durch die grundsätzliche Infragestellung der Halacha, des religiösen Rechts und seiner Validität, im Sabbatianismus. Dessen Hauptprophet und Chefideologe, Natan von Gaza (Gaza 1644-1680 Skopje), hatte in seiner messianischen Proklamation 1665 verkündet, dass nicht mehr die Erfüllung der Tora, sondern der Glaube an den Messias Rechtfertigung bewirke und Heil schaffe. Diese beiden Momente bewirkten zudem, dass die Frau gleichrangiges Mitglied in der Gemeinschaft der Gläubigen wurde. Symbolisch unterstrich Sabbatai Zwi selber diese Gleichstellung dadurch, dass er an einem Sabbat im Dezember 1665 in der Synagoge zu Izmir vor versammelter Gemeinde abwechselnd Männer und Frauen zur Toralesung aufrief. Nur allzu verständlich daher, dass es den Frauen besonders schwer ankam, wieder in die Niederungen der Halacha hinabzusteigen, die ihren Status als „verfluchte“, dem Mann untergeordnete Sünderin definierte.

Im Schlusskapitel ihres Buches „Conclusion: From Sabbatianism to Hasidism“ fragt (sich) die Autorin, warum in der anderen, zeitgleich in der polnisch-litauischen Adelsrepublik aufgekommenen häretischen, oder zumindest heterodoxen jüdischen Bewegung – im Chassidismus – eine solche Gleichstellung der Frau nicht zu erkennen und auch nicht in Aussicht gestellt ist, obwohl doch auch der Chassidismus eine starke messianische Prägung hatte. Zwar gab es im Chassidismus, besonders in seiner Anfangsphase, Prophetinnen, aber niemals wurde die Frau als voll-/gleichberechtigtes Mitglied der religiösen Gemeinschaft anerkannt; von Anfang an war sie von der Teilnahme an chassidischen *chavurot* ausgeschlossen und zum „Tisch“ des Zaddik nicht zugelassen, an dem er ausschliesslich männliche Zuhörer unterwies. Die Autorin schreibt, dass dies „the measure of the bitter lesson“ ist, „it drew from the trauma of Sabbatianism. For the Sabbatian heretics had left behind a profound dread above all the breached halakhic boundaries of sexual propriety. The sexual depravity imputed to their women was inextricably linked to their full engagement with the failed messianic project“ (S. 296). Eine solche Erklärung kann letztlich jedoch nicht überzeugen. Waren doch selbst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts noch messianische Hoffnungen lebendig, und zwar nicht nur im Sabbatianismus, sondern auch und gerade im Chassidismus: Wie wir wissen, waren die ersten Kinder der chassidischen Botschaft und messianischen Lehrer, der Baal Shem Tov (Israel ben-Eli‘ezer, 1698/1700-1760 Międzybóz), Dov Ber von Mesritsch / Międzyrzecze (1700/1710-1772) sowie

Shne'ur Zalman von Ljadi (1745-1812), überzeugt davon, dass sie in der messianischen Zeit leben. Auf den Status und die Rolle der Frau in der Gemeinschaft hatte dies jedoch keinerlei Einfluss. Eine Erklärung dafür würde ich daher eher in ihrer Sorge bzw. Furcht sehen, sabbatianischer Häresie beschuldigt zu werden, einer Beschuldigung, die zumindest bis an den Anfang des 19. Jahrhunderts immer wieder an die Adresse der Chassidim gerichtet worden ist. Eine Gleichstellung der Frauen konnte ihren Gegnern nur zusätzliche Argumente liefern. Was den Chassidismus hingegen vom Sabbatianismus unterschied, war am Ende die Entscheidung, die Grenzen des Judentums nicht zu überschreiten, sondern innerhalb der jüdischen Gemeinschaft zu bleiben und der akzeptierten jüdischen / rabbinischen Tradition die Treue zu halten. Das jedoch verlangte die Beachtung bestimmter halachischer Vorschriften, darunter eben auch solcher, die die Frauen und ihre Unterordnung unter die Männer betrafen.

Doch trotz dieser wenigen, eher fragmentarischen Vorbehalte und Einwände: Ada Rapoport-Alberts Buch ist eines der wichtigsten und interessantesten Bücher auf dem Gebiet der Kultur- und Geistesgeschichte der Juden, das in den letzten Jahren auf den Markt gekommen ist.

Warszawa

Jan Doktór

(Aus dem Polnischen übersetzt von Stefan Schreiner)

OLMER, HEINRICH C.: „Wer ist Jude?“ Ein Beitrag zur Diskussion über die Zukunftssicherung der jüdischen Gemeinschaft, Würzburg: Ergon Verlag 2010 (= Judentum – Christentum – Islam. Interreligiöse Studien, Bd. 8) 242 S., ISBN 978-3-89913-821-4.

Vom 10. bis 12. Juni 2012 fand an der Theologischen Fakultät der Universität Zürich eine aufschlussreiche Tagung zum Thema „Judentum und Judentümer. Wie viel Pluralismus erträgt das Judentum?“ statt, die von der Sigi-Feigel-Gastprofessur für Jüdische Studien, dem Religionswissenschaftlichen sowie dem Theologischen Seminar unter Beteiligung der beiden Zürcher jüdischen Gemeinden Israelitische Cultusgemeinde ICZ und Jüdische Liberale Gemeinde JLG ausgerichtet worden war. Die Tagungsbeiträge zeigten sehr anschaulich, wie facettenreich heutiges Judentum weltweit ist und stellten sich – unter vielem anderen – der kritischen Frage nach gegenseitiger Anerkennung, Toleranz und Akzeptanz, aber auch (bewusster) Abgrenzung innerhalb der einzelnen jüdischen Strömungen. Eine solche Fragestellung mündet unweigerlich in das weite Feld der jüdischen Identität, des Jüdischseins, das sich gemeinhin über religiöse, kulturelle und soziale Aspekte speist. Von eminenter Wichtigkeit ist im Judentum das Abstammungsprinzip: Jüdisch ist für gewöhnlich, wer eine jüdische Mutter hat. Diese sog. Matrilinearität bestimmt im Judentum etwa seit dem 2. Jahrhundert u. Z. bis heute die Zugehörigkeit zum Judentum. Jedoch werden besonders seit der Schoa vermehrt Stimmen laut, die das Prinzip der reinen Matrilinearität hinterfragen und eine Gleichstellung der (zu biblischen Zeiten bis zum 2. Jahrhundert u.Z. übliche) Patrilinearität, also der Weitergabe des Judentums durch den Vater, mit der Matrilinearität offen und kontrovers diskutieren. Dass dieses Thema äusserst virulent

ist und die moderne jüdische Gemeinschaft stark fordert, zeigt sich unter anderem daran, dass sich in Zürich Anfang November 2012 eine Tagung mit dem Titel „Gemischte Familien und patrilineare Juden“ genau dieser brisanten Fragestellung widmete. Auch in der entsprechenden Fachliteratur werden Fragen zur jüdischen Identität seit langem schon breit erörtert – sei es etwa hinsichtlich der sog. „Mischehendebatte“, der Frage nach „ungebrochen gebrochener jüdischer Tradition“ (Alfred Bodenheimer) oder der Identität jüdischer Autorinnen und Schriftsteller bzw. auch und ganz besonders – die Auflistung ist weit davon entfernt, vollständig zu sein – in Bezug auf den Themenkomplex ‚Exil und Diaspora‘.

In diesem Umfeld anzusiedeln ist die 2010 erschienene, von der Bamberger Judaistin Susanne Talabardon begleitete Dissertation des 1949 geborenen, langjährigen Vorsitzenden der Israelitischen Kultusgemeinde Bamberg und Mitgliedes des Zentralrates der Juden in Deutschland, Heinrich Chaim Olmer. Eingereicht wurde die Arbeit unter dem Titel: „Wer ist Jude? Ein Diskussionsbeitrag zur Zukunftssicherung der jüdischen Gemeinschaft durch Gleichsetzung von matrilinearer und patrilinearer Deszendenz“. Dieser, vom Buchhandelstitel abweichende, Titel fasst im Grunde die These, die Olmer in seiner Dissertation vertritt, bereits anschaulich zusammen: Es geht ihm um die Frage, „inwieweit man mit den Auslegungsmöglichkeiten der Halacha Wege eröffnen kann, die der jüdischen Gemeinschaft hinsichtlich der Frage ‚Wer ist Jude?‘ auch im 21. Jahrhundert Zukunftsperspektiven eröffnen.“ (S. 7) Diese Zukunftsperspektiven sieht Olmer vor allem in einer Erweiterung der matrilinearen Abstammung (deren Ursprünge er eingehend im ersten Hauptteil seiner Arbeit erörtert) auf die patrilineare Abstammung.

Die Frage nach der Abstammung mütterlicherseits bzw. väterlicherseits bestimmt ganz wesentlich die Entwicklung jüdischer Identität eines bzw. einer Heranwachsenden. Anschaulich erörtert Olmer am Beispiel des israelischen Einwanderungs- und Personenstandsrechts, wie zweischneidig Identitätszuweisungen von aussen sein können: Das israelische Rückkehrrecht sieht vor, dass von einem jüdischen Vater geborene Personen das Recht haben, nach Israel einzuwandern und die israelische Staatsbürgerschaft zu besitzen. Im Pass wird als Staatsbürgerschaft ‚israelisch‘ eingetragen, die Rubriken ‚Nation‘ und ‚Religion‘ hingegen bleiben leer (S. 139). Halachisch anerkannte Personen, die entweder von einer jüdischen Mutter geboren sind oder auf orthodoxem Wege zum Judentum konvertiert sind, erhalten unter den Rubriken ‚Nation‘ und ‚Religion‘ den Eintrag ‚jüdisch‘. Was hat dies für Konsequenzen? Die als israelische Staatsbürger anerkannten Personen mit jüdischen Vätern fühlen sich im allgemeinen jüdisch, leben in Israel ein jüdisches Leben, können aber beispielsweise nicht heiraten, da sie halachisch nicht als Juden gelten. Diese Bestimmungen, denen in Israel alle Staatsbürger unterliegen, führen zwangsläufig bei sehr vielen Menschen zu Identitätskrisen, vor allem dann, wenn sie als in Israel lebende Juden und Jüdinnen, als die sie sich stets gefühlt haben, erst übertreten müssen, um religiös anerkannt zu sein.

Ein weiteres Problem, das eng einhergeht mit der Frage nach jüdischer Identität im oben ausgeführten Sinne, stellt sich in Bezug auf die demografische Entwicklung jüdischer Gemeinschaften weltweit. Der israelische Demografie-Experte Sergio DellaPergola zeichnet ein düsteres Bild, wenn es um die Zukunft jüdischer

Gemeinden geht: Zwar wird, so die Prognose, der jüdische Anteil der Weltbevölkerung bis 2080 auf ca. 15 Millionen anwachsen; 2000 waren es etwas über 13 Millionen. Israels Bevölkerung wird sich im selben Zeitraum verdoppeln und auf 10 Millionen anwachsen. Jedoch wird das sog. Diasporajudentum von 8,3 Millionen im Jahr 2000 um auf 5,3 Millionen im Jahr 2080 zurückgehen (vgl. S. 150ff.). Zu bedenken ist bei dieser Entwicklung neben der Alterung der Gesellschaft im Allgemeinen und den die Geburten übersteigenden Sterberaten auch die zu erwartende steigende Zahl von ‚Mischehen‘ (gemäss DellaPergola liegt die Mischehenrate in der Diaspora derzeit bei ca. 50 %; vgl. S. 13), die voraussichtlich zu einer gravierenden Schwächung jüdischer Identität führen wird. Um diesen hier kurz skizzierten Gefahren entgegenzuwirken, schlägt Olmer aufgrund seiner schlüssig entwickelten Thesen vor, die Halacha an die modernen Gegebenheiten anzupassen und der Patrilinearität – ähnlich wie dies bereits in liberalen jüdischen Gemeinden der Fall ist – den gleichen Stellenwert wie der Matrilinearität zuzuweisen, ohne jedoch „radikal mit der Tradition“ zu brechen, „sondern die hermeneutischen Möglichkeiten und Auslegungsspielräume [...] zu nutzen, um den Anforderungen der Gegenwart gerecht zu werden“ (S. 204). Olmer beruft sich bei seiner Argumentation auf Rabbiner Moses Isserles (1520?-1572), der dafür plädierte, Traditionen dann zu ändern, wenn eine neuartige Situation eingetreten sei, die zuvor unbekannt gewesen sei und Handlungsbedarf erfordere.

Die vorliegende Dissertation, die zwar letztlich die Frage ‚Wer ist Jude?‘ nicht abschliessend beantworten kann und dies auch gar nicht beabsichtigt, verharrt nicht in reiner Theorie, sondern gibt, nicht zuletzt durch Olmers jahrzehntelange Erfahrung in der Gemeindearbeit, fundierte praxisorientierte Ratschläge, denen zu wünschen ist, dass sie in nicht allzu weiter Ferne zumindest teilweise zur Anwendung gelangen.

Zürich / Freiburg i. Br.

Yvonne Domhardt

RUBIN, BARRY: *Israel: An Introduction*, New Haven and London: Yale University Press 2012, 340 S., ISBN 978-0300162301.

Der Autor dieses umfangreichen und mit ausgewählten Fotos und Karten versehenen Werks gehört zu den führenden Nah- und Mittelost-Experten Israels: Barry Rubin lehrt am *Interdisciplinary Center* (IDC) in Herzliya und leitet dort das *Global Research in International Affairs Center* (GLORIA). Der Nahostexperte, der bis zu seiner Lungenkrebskrankung im Sommer 2012 im Wochenrhythmus ebenso kluge wie unkonventionelle Analysen zu sicherheits- und militärpolitischen Themen veröffentlichte, macht keinen Hehl daraus, dass er dem konservativ-säkularen Establishment seines Landes angehört. Insofern ist es nicht verwunderlich, dass das in deutscher Sprache (noch) nicht erhältliche Buch aus dem üblichen Reigen israelkritischer Bücher ausschert. Gleichwohl: Wer aus dieser Verortung automatisch eine affirmative Verteidigungsschrift Israels und des Zionismus ableiten will, sieht sich bald eines Besseren belehrt.

In einer Mischung aus wissenschaftspropädeutischer Diktion und anschaulich-fesselnder Faktenaufbereitung wird der Leser in die Grundzüge der Geschichte Israels und seiner gesellschaftlichen, politischen, sozioökonomischen und kulturellen Verhältnisse eingeführt. Die didaktisch motivierte Reduktion komplexer Themen und Entwicklungen verleitet den Autor nicht zu monokausalen Erklärungsmustern, sondern spornt ihn zu einer nüchtern-konzentrierten Betrachtungsweise an, ohne auf eine multiperspektivische Perspektive zu verzichten.

Barry Rubin gelingt es, Fakten und Daten in ihren komplexen Kontexten zu verorten. Dabei räumt er mit allerlei populären Bildern und alarmistischen Mythen auf. So widerspricht er gängigen Wahrnehmungen, der zufolge Israel „zunehmend nach rechts“ drifte und „immer religiöser“ werde. Demgegenüber zeigt der Autor auf, dass die israelische Gesellschaft in historischer Längsschnittbetrachtung bis heute eher zur pragmatischen Mitte denn zum ideologischen Radikalismus neigt: Einerseits sei die einstmals nur in der Linken verankerte Bereitschaft zum territorialen Kompromiss und zur Zweistaatenlösung im heutigen Israel mehrheitsfähig geworden; andererseits habe der gesellschaftliche Mainstream den „rechten“ Zweifel übernommen, ob es auf der palästinensischen Seite überhaupt einen Partner für den ersehnten Frieden gebe. So sieht Rubin im derzeit unangefochtenen israelischen Ministerpräsidenten den typischen Repräsentanten eines flexibel agierenden „zentristischen“ Politikers. Netanjahus Plädoyer für eine Zweistaatenregelung unterliege dem Vorbehalt, diese dürfe die Sicherheit Israels nicht beeinträchtigen (S. 75).

Innerisraelische Trennlinien zwischen Säkularen und Religiösen oder zwischen Aschkenasim und Mizrahim sieht Rubin zunehmend schwinden. Die meisten jüdischen Israelis verbünden ihren säkularen Lebensstil mit einer „sentimentalen Verbundenheit“ mit jüdischen Traditionen und Symbolen (S. 75, 187) – auch hier dominiere am Ende des Tages die normative Kraft des Faktischen. Zudem hätten periodische Einwanderungswellen wie zuletzt aus der früheren Sowjetunion, aber auch Tendenzen der Amerikanisierung und Globalisierung die israelische Gesellschaft pluralisiert und segmentiert. „Diversity“ verkomme im Israel der Gegenwart nicht zum Schlagwort, sondern sei gesellschaftliche Realität. Weil das Land „inklusiver“ geworden sei, nähmen auch die verschiedenen ethnischen und religiösen Minderheiten ihre Interessen selbstbewusster denn je wahr. Das gälte auch für die in sich sehr heterogene arabische Community, die ihre sozioökonomischen und partizipativen Rückstände zum jüdischen Mainstream mit allerlei politischen Initiativen zu verringern suche, die ihnen die liberal-demokratische Gesellschaft Israels bietet: Dazu gehören punktuelle Streiks und Demonstrationen, aber auch eine zunehmende Teilhabe an der Parteidemokratie sowie an zivilgesellschaftlichen Interessengruppen wie Gewerkschaften, Berufsverbänden und religiösen Einrichtungen.

In seinen minutiösen Beobachtungen und Analysen schlüpft Rubin immer wieder in die Rolle des ethnografischen Betrachters: Seine beiläufigen Bemerkungen über „rebellische Tendenzen“ und die „schonungslose Selbstkritik“ der Israelis (S. 125) spiegelt die Nähe des Kenners wider, gelegentlich auch die behutsame Distanz des Kritikers. Freimütig reflektiert Rubin die gesellschaftliche Diskriminierung arabischer Bürger Israels, die der zionistischen Identität ihrer mehrheit-

lich jüdischen Mitbürger mehr oder weniger distanziert begegnen. Der über die Jahre auch in den arabischen Communities gewachsene Wohlstand habe die jüdisch-arabischen Spannungen nicht mindern können. Rubin diagnostiziert unter jüdischen und arabischen Bürgern Israels eine gleichermaßen schrumpfende Bereitschaft zur wechselseitigen Empathie; die mentale Orientierung an einer friedlichen Koexistenz sei in der Gesellschaft insgesamt rückläufig (S. 150), was nicht zuletzt den Polarisierungen des Nahostkonflikts geschuldet sei.

Israel ist seit Jahren regionale Wirtschaftsmacht und in Bezug auf die High-tech-Branche technologische Weltmacht. Mit einer Arbeitslosenrate von weniger als sechs Prozent und einem Wirtschaftswachstum von fast fünf Prozent ist Israel in den zurückliegenden Jahren mit der Weltfinanzkrise besser zurechtgekommen als die meisten anderen Staaten. Im weltweiten Ranking der wirtschaftlich erfolgreichsten Staaten rückte Israel 2009 mit einem jährlichen Bruttoinlandsprodukt von 28.400 Dollar auf den 24. Platz vor. Nach dem UN-Human Development-Index, der Kriterien wie Gesundheit, Wissen und Lebensstandard misst, rangierte Israel 2010 gar an 15. Stelle. Trotz dieser – verglichen mit der sozialistischen Gründerzeit – atemberaubenden Erfolge verhehlt Rubin nicht die Kehrseite dieser Entwicklung: eine im Weltmassstab hohe soziale Ungleichheit sowie dramatische Armutstendenzen an den Rändern der Gesellschaft, die inzwischen auch die Mittelschichten erreicht haben (S. 237f.).

Obwohl Rubin von Haus aus Experte für Fragen der Aussen- und Nahostpolitik ist, enthält diese Einführung internationale Akzente nur insoweit, wie diese zum Verstehen Israels unerlässlich sind. Selbst den Nahostkonflikt und den israelisch-palästinensischen Antagonismus hat der Autor nur am Rande gestreift – eine verlegerische (?) Entscheidung, die dem gewöhnlich scharfzüngigen Kommentator einige Überwindung gekostet haben dürfte. Auch der Stellenwert der Schoa für den zionistischen Geschichtspessimismus sowie neue Bedrohungen in Gestalt eines atomar ambitionierten Irans und ihre Einflüsse auf die kollektive Identität der jüdisch-israelischen Gesellschaft spielen in diesem Buch zumindest vordergründig kaum eine Rolle. Stattdessen hat sich Rubin auf die Darstellung innergesellschaftlicher und innenpolitischer Entwicklungen und Zusammenhänge fokussiert. Dass der amerikanisch-israelische Autor dem Gegenstand seines Einführungswerkes mit einer grundsätzlichen Sympathie begegnet, hat weder der Qualität noch dem Niveau des Buches geschadet.

Berlin

Martin Kloke